



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Universitätsbibliothek Paderborn**

## **Handbuch der Kunstgeschichte**

**Kugler, Franz**

**Stuttgart, 1848**

§. 2. System der muhamedanischen Architektur

**urn:nbn:de:hbz:466:1-29336**

abstractes und unkünstlerisches Mittel, — die Schrift. Und wenn solcher Gestalt der muhamedanischen Kunst die individuell bedeutende Blüthe fehlt, so musste dieser Mangel auch auf die Architektur zurückwirken. Ohne ein solches Ziel vermochte die Architektur auch kein Streben nach individualisirender Gestaltung auszudrücken, d. h. sie vermochte sich nicht zu jener organischen Gliederung durchzubilden, welche die allgemeinen Kräfte, die in dem Werke der Architektur dargestellt sind, zugleich als Einzelkräfte gestaltet, in welcher überhaupt die Vollendung der architektonischen Kunst beruht. Die Kunst des Islam blieb somit im Wesentlichen an den Principien hangen, von denen sie ausgegangen war, ebenso, wie der Islam selbst in sich zu keiner höheren Entwicklung gediehen ist.

## §. 2. System der muhamedanischen Architektur.

Wenn nach alledem die muhamedanische Architektur sich, was die Grundlage ihres Systemes betrifft, nicht über die Stufe der altchristlichen Architektur erhebt, so hat sie sich dennoch, innerhalb dieser Stufe, zu einer entschiedneren Eigenthümlichkeit und in mannigfaltiger Verschiedenheit, je nach den verschiedenen Gegenden und nach den Epochen, in denen sie zur Anwendung kam, ausgebildet. Die Hauptelemente ihrer Ausbildung bestehen in Folgendem:

In der Anlage der Gebäude von monumentaler Bedeutung, als derjenigen, in denen sich, wie überall, das System zur Regel ausbildete, — vornehmlich der Moscheen, — begegnen uns zwei Hauptformen, deren eine dem altchristlichen Basilikenstyl gegenüberzustellen sein dürfte, während die andre in einem näheren Verhältniss zu dem byzantinischen Baustyl steht. Jene scheint, wie im christlichen Alterthum, die ursprüngliche und mehr den westlichen Gegenden des Islam angehörige zu sein; diese scheint erst später allgemein zu werden und findet sich vornehmlich in den östlichen Gegenden. — Doch unterscheidet sich die erste Hauptform zugleich in mehreren wesentlichen Punkten von der Anlage der christlichen Basiliken. Während bei den letzteren das Gebäude ein in sich geschlossenes Ganze, aus vorherrschenden und untergeordneten Theilen zusammengesetzt, bildet, und sich demselben, als unabhängiger Raum, ein Vorhof anschliesst, so sind hier die Verhältnisse fast umgekehrt; das Gebäude der Moschee hat in sich keinen architektonischen Mittelpunkt und keinen Schluss; es ist eigentlich nur ein grosser (viereckiger) Hof, mit Arkaden umgeben, von denen die auf derjenigen Seite, welche das Heiligthum enthält und wo Priester und Volk ihre Gebete verrichten, in mehrfachen Reihen, in grösserer Tiefe, hintereinander herlaufen. Die einzelnen Schiffe, welche die letztgenannten Arkadenreihen bilden, sind von einander nicht unterschieden, sie sind nicht in Haupt- und Nebenschiffe



gesondert, das Heiligthum (die Nische, die nach Mekka hindeutet und wo insgemein der Koran aufbewahrt wird) ist, wenn auch reich dekoriert, so doch für die architektonische Gesamtanlage, als solche, kein wichtiger, kein beziehungsreicher Punkt. (Die Decke, die von den Arkadenreihen getragen wird, ist durchgehend flach.) Das Ganze ist im Wesentlichen nur die architektonische Dekoration eines offenen, heiteren Platzes, der durch die Umgebung einer starken Mauer von dem Treiben des gewöhnlichen Verkehrs abgesondert ist. Als besondrer Schmuck befindet sich stets, wie auf den Vorhöfen der altchristlichen Basiliken, ein Brunnen, zur Reinigung vor dem Gebete dienend, der mit einem kleinen Kuppelbau überwölbt ist. Die umschliessende Mauer hat im Aeusseren, etwa mit Ausnahme der Portale und der Zinnen, gar keine architektonische Ausbildung, und nur der schlanke Thurm, der sich an ihrer Seite in die Lüfte erhebt und von dem herab der Muezzin dem Volke der Stadt die fünf Stunden des Gebetes verkündet (der Minaret), gibt dem Gebäude auch nach der Seite des alltäglichen Lebens einige Auszeichnung.<sup>1</sup> — Einen Schritt zu weiterer Entwicklung bildet diese Anlage, wenn die Seite des Gebäudes, wo gebetet wird, sich noch bedeutender vertieft, eine grössere Reihe von Arkaden in sich fasst und sodann durch eine besondre Mauer mit Thüren von dem offenen Hofe abgetrennt wird. Doch hat eine solche Einrichtung im Uebrigen keine wesentliche Veränderung zur Folge. Bedeutender ist die abweichende Anordnung, wenn, was im Verlauf der Zeit häufig vorkommt, mit dem Gebäude der Moschee das Mausoleum des Erbauers verbunden ist, das sodann als eine hochgewölbte Kuppel über dem Körper des Gebäudes hervortritt.

Die zweite Hauptform für die Anlage der Moscheen schliesst sich, wie bemerkt, dem byzantinischen Baustyl an. Hier erscheint der Körper des Gebäudes als eine wirkliche, in sich geschlossene Architektur, der Hauptraum (wie bei den ebengenannten Mausoleen) durch eine Kuppel überdeckt, die Nebenräume gleichfalls überwölbt und mit jenem auf ähnliche Weise verbunden, wie in den Anlagen des eigentlich byzantinischen Styles. Vor dem Gebäude ist auch hier durchgehend ein Vorhof angeordnet, mit Portiken umgeben, deren Decke insgemein wiederum aus Gewölben (und zwar aus kleinen Kuppelgewölben) besteht. Es ist eine Anlage, die für das Innere und für das Aeussere ihre architektonische Bedeutung hat. Das Aeussere erscheint hier zum Theil in zierlicher Ausbildung, und namentlich ist in diesem Bezuge die Anordnung der Minarets wirksam, die in grösserer Zahl, zu zwei, vier, sechs, an den Ecken des Gebäudes emporschiessen und gegen die imposante Hauptmasse einen zierlich bewegten Gegensatz bilden. Ohne Zweifel sind jene Hauptmotive

<sup>1</sup> Nach *d'Herbelot, Dictionnaire oriental*, wurde der Minaret zuerst zu Damascus unter dem Khalifen Walid, im 88. Jahr der Hedschra (710), eingeführt.



aus einer unmittelbaren Aufnahme des byzantinischen Baustyles herzuleiten, und auch der äusserliche Umstand, dass diese Anlagen vorzugsweise in den östlichen Ländern gefunden werden, spricht dafür. Auf der andern Seite scheint aber gerade hier auch die Berührung mit altasiatischen — vornehmlich indischen oder von Indien ausgegangenen — Architekturformen auf die consequente Beibehaltung dieser Bauweise mit eingewirkt zu haben. Wir haben bei Betrachtung der hindostanischen Architektur (Kap. VI.) gesehen, wie dort das Aeussere der Kuppelform, phantastisch bunt bei den brahmanischen Pagodenbauten, schlichter und ruhiger bei den Dagop's der Buddhisten, als ein sehr charakteristisches Element erschien; und da von jenen Gegenden her überhaupt mancherlei bedeutende Culturmomente, zugleich auch noch andre architektonische und dekorative Formen, in den Muhamedanismus eingedrungen sind, so mag auch dies nicht ohne Einfluss gewesen sein. Bei dem grössten Theil der späteren muhamedanischen Kuppelbauten ist ein solches Verhältniss mit Nothwendigkeit anzunehmen, da die geschweifte, ausgebauchte und oberwärts zugespitzte Form an den Kuppeln dieser Periode die entschiedenste Verwandtschaft mit jenen alterthümlichen Anlagen verräth.

Wenn demnach die Hauptformen der muhamedanischen Architektur, etwa mit Ausnahme der Minarets, keine besonderen neuen Eigenthümlichkeiten in die Kunst einführen, so ist dies gleichwohl im Detail der Fall. Hier zeigt sich durchgehend, und schon in den früheren Zeiten, in denen man häufig noch antike Bautheile zur Aufführung neuer Gebäude verwandte, der orientalische Geist, aus dem der Islam und seine Bekenner hervorgegangen waren. Besonders charakteristisch ist in diesem Bezuge die Form des Bogens, wie solcher bei den Arkaden, bei Thür- und Fensteröffnungen angewendet ward. Selten genügte hier die Form des ruhigen und schlichten Halbkreisbogens, dessen sich die antike und die alchristliche Kunst bedient hatten; der beweglichere Geist des Orientalen verlangte nach Formen, die dem Auge ein lebendigeres Spiel der Kraft gegenüberstellten. Die eine dieser neuen Bogenformen ist die des sogenannten Hufeisenbogens, d. h. eines solchen, der einen grösseren Abschnitt des Kreises als der Halbkreis bildet. Auf einer verhältnissmässig breiten und über die Stütze vortretenden Unterlage ruhend, zieht sich dieser Bogen in den ersten Momenten seiner Erhebung gewissermaassen in die Mauer zurück und schwingt sich dann mit einer scheinbar um so grösseren Schnellkraft empor. Es liegt etwas eigenthümlich Keckes und Kräftiges in dieser Form, und mit solcher Eigenthümlichkeit stimmt es ganz wohl überein, dass man ihn vorzugsweise in den westlichen Gegenden, namentlich bei den Bauwerken der ritterlichen Mauren in Spanien, angewandt findet. — Eine zweite Bogenform ist die, welche aus zwei Bogenstücken besteht und mit dem Namen des Spitzbogens



bezeichnet wird. Seine Zweitheiligkeit, die in sich keine Auflösung findet, trägt das Gepräge eines unruhigen, in sich nicht gestillten und befriedigten Dranges. Diese Form, — die nachmals in der Baukunst des Abendlandes eine so wichtige Rolle spielen und die den Forschern der Architekturgeschichte so viel schlaflose Nächte verursachen sollte, — beruht ohne Zweifel auf altorientalischen Vorbildern. Wir haben gesehen, wie die geschweiften Dachlinien der hindostanischen Felsenmonumente zuweilen<sup>1</sup> völlig in die Form des Spitzbogens übergingen; wie diese Dachform bis nach Vorderasien vorgedrungen war und dort an lycischen Grabmonumenten,<sup>2</sup> in Verbindung mit griechischer Bildungsweise ganz eigenthümliche Erscheinungen zur Folge gehabt hatte. Eine solche Anwendung des Spitzbogens trug es gewissermaassen schon in sich, dass man ihn, bei Annahme der wirklichen Bogenarchitektur, auch auf diese überpflanzte. Wo und in welcher Art eine solche Ueberpflanzung zuerst stattgefunden, ist für jetzt noch nicht völlig klar; jedenfalls können wir jene alten spitzbogigen Gewölbe, die sich zufällig bei urgriechischen und uritalischen Gebäuden, später auch vereinzelt in Ober-Nubien vorfinden,<sup>3</sup> hier nicht in Betracht ziehen, da sie eben ganz das Gepräge des Zufälligen tragen und für die Ausbildung des architektonischen Styles ohne alle Bedeutung sind. Auch eine andere Spur führt vor der Hand nicht weiter; wenn nämlich behauptet wird,<sup>4</sup> dass sich eine consequente Anwendung des wirklichen Spitzbogens zuerst in denjenigen Bauresten finde, die sich in Persien aus der Zeit der Sassaniden-Herrschaft (226 bis 651 n. Chr. G.) erhalten haben, so müssen wir dem entgegenstellen, dass zwar elliptisch überhöhte und beinahe zum Spitzbogen neigende Kuppeln und Tonnengewölbe, nirgends aber ein Spitzbogen-System an den Tag gekommen ist, soweit wenigstens die oben (Kap. IX, D. §. 1.) erwähnten Reisewerke reichen. Die ersten Beispiele eines eigentlichen Systemes dieser Art gehören höchst wahrscheinlich dem Islam selbst an. In Aegypten finden wir den Spitzbogen als absichtlich angewandte Architekturform bereits an Monumenten, die aus der frühesten Zeit der muhamedanischen Herrschaft herrühren, vollkommen sicher wenigstens an solchen, die dem Anfange des neunten Jahrhunderts angehören. Im Allgemeinen findet er sich mehr an den östlichen Monumenten des Islam, und zwar erscheint er hier in mannigfaltiger Anwendung, theils rein und einfach, theils mit hufeisenförmigem Ansatz, theils ober-

<sup>1</sup> Besonders am Kailasa zu Ellora und an den Monumenten von Mahamalaipur, S. 112 und 115, f.

<sup>2</sup> Kap. V, E. §. 2.

<sup>3</sup> Z. B. in der Wasserleitung zu Tusculum, S. 246, in einem Pyramidenbau zu Merawe, S. 58.

<sup>4</sup> Bei Caumont, *hist. sommaire de l'architecture au moyen âge*, p. 129.



wärts gedrückt, sehr häufig, was wiederum als ein ächt orientalisches Motiv zu betrachten ist, mit aufwärts geschweifter Spitze.

Im Uebrigen herrscht bei der Anwendung dieser Bogenformen und vornehmlich bei ihrem Verhältniss zu den stützenden Theilen, Pfeilern oder Säulen, eine grosse Verschiedenheit und viel Willkürlichkeit. Ein klares architektonisches Princip hat sich hierin nicht durchgebildet, obgleich in einzelnen glücklicheren Fällen die Bildung des Säulenkapitälts mit seinem Auflager dem Bogen einen angemessenen Untersatz gibt, und ein rechtwinkliger Einschluss, aus Gesimsen oder Ornamentstreifen bestehend, den Bogen selbst ähnlich angemessen umgibt und seine Bewegung abschliesst. Ein näheres organisches Verhältniss zwischen Bogen und Stütze (wie in der ausgebildeten romanischen und in der germanischen Architektur) entwickelt sich nicht, vielmehr bleiben beide Theile sich ihrem Wesen nach ebenso fremd, wie sie es in der spätrömischen und in der alchristlichen Kunst waren.

Alle weitere Ausbildung des Details der muhamedanischen Architektur ist eigentlich nicht als eine architektonische, sondern als eine ornamentistische zu bezeichnen. Da die künstlerische Phantasie aller eigentlichen Bildkraft beraubt war, so warf sie sich mit um so grösserem Eifer auf den einen Punkt, in welchem allein sie sich bewegen durfte, auf das Ornament. Alle Flächen, alle Theile der Architektur, die nur zur Aufnahme eines spielend bewegten Schmuckes geeignet waren, wurden mit solchem überdeckt, und in der That hat die muhamedanische Kunst hierin einen Reichthum, häufig einen Schönheitssinn entwickelt, die alle Anerkennung verdienen. Gleichwohl bewegt sich auch diese Ornamentbildung in einem bestimmten und sogar, trotz ihres Reichthums, ziemlich eng abgegrenzten Kreise. Auch hier tritt aufs Entschiedenste der Mangel einer individuell bedeutsamen Gestaltung, einer organischen Gliederung, so dass ein Theil sich mit Nothwendigkeit aus dem andern entwickelt und Alles einem gemeinsamen Schluss- und Vollendungspunkte zustrebt, hervor. Vielmehr beruht das Princip fast überall auf einer einzelnen schematischen Regel, auf einer abstracten Formel, die, wie sinnreich, wie künstlich und zierlich sie auch an sich combinirt sei, doch fort und fort wiederkehrt, die kein Gesetz lebendiger Entwicklung in sich trägt und durch ihre stete Tautologie zuletzt nur ermüdet. Theils besteht solches Ornament aus einer Zusammensetzung gebrochener Linien, die sich aufs Mannigfaltigste, oft mit dem ersinnlichsten Raffinement, durcheinanderschlingen und allerlei geometrische Körper bilden; theils hat es die Form eines streng stylisirten, nach mathematischen Gesetzen gebildeten Blattwerkes, welches sich auf ähnliche Weise ineinanderschiebt. Gewöhnlich ist es in flachem Relief, aus Stucco oder gebrannten Platten, gebildet und mit glänzenden Farben und Vergoldung versehen, so dass der Gesamteindruck allerdings



höchst brillant ist und auf das Auge fast berauschend wirkt. — An den wichtigsten Stellen der Räume und der architektonischen Theile, welche in dieser Weise verziert sind, erscheinen sodann die Inschriften, welche das belebte Bildwerk ersetzen, insgemein Stellen aus dem Koran oder Verse, die einen besondern Bezug auf das Local und seinen Erbauer haben. Die Inschriften des älteren Styles, die sogenannten eufischen, haben selbst eine strenge ornamentistische Form und schliessen sich in dieser Art der übrigen Verzierung harmonisch an. Sie werden aber bald durch die jüngere Cursivschrift verdrängt, die, was ihre Form betrifft, ein rein willkürliches Gepräge hat und deren Anwendung somit einen ziemlich ähnlichen Eindruck hervorbringt, wie das sogenannte Rococo bei den Ornamenten der modernen Kunst.

Diese Ornamentik nunmehr bemächtigt sich, wie eben angedeutet, auch der feineren architektonischen Detailbildung. Die Säulenkapitäle erscheinen, wenigstens da, wo die antiken Reminiscenzen aufhören, oft auf ähnliche Weise dekorirt; nicht minder die, aus der Antike beibehaltene schwere Fläche der Bogenlaibung. Die letztere wird gern durch kleine Zackenbögen ausgefüllt, die bald wie feine Reifen nebeneinander liegen, bald in grösserer Dimension und auf eine anspruchvolle Weise aus der Masse hervortreten. — Hieher gehört denn auch eine ganz eigenthümliche Ausbildung der Gewölbform, die ursprünglich, wie es scheint, an solchen Stellen in Anwendung gekommen ist, wo ein Uebergang oder eine Vermittelung aus rechtwinklig zusammenstossenden Flächen zu einer grösseren Gewölbmasse (z. B. aus einem viereckig umschlossenen Raum zu einer Kuppel) nöthig war. Hier setzen sich kleine Gewölbstückchen, jedes selbständig abgeschlossen und jedes dem andern an Grösse gleich, übereinander, bis der nöthige Raum ausgefüllt ist. Das Ganze könnte man als ein Zellengewebe bezeichnen. Häufig aber senkt sich auch die obere Spitze des einen Gewölbstückes, die dem andern zum Ansatz dient, hängend nieder, so dass das Ganze den Eindruck von Tropfsteinbildungen gewährt. In solcher Art werden sodann ganze Bögen, ja ganze, weitgedehnte Räume überwölbt; es erscheint aber hierin das Unorganische des muhamedanischen Architektur-Princips, das nüchtern Tautologische der Ornamentik, auf die höchste Spitze getrieben; der Eindruck, den solche Wölbungen, zumal bei grösserer Ausdehnung, auf den Beschauer hervorbringen, ist völlig sinneverwirrend. Diese Bildungsweise findet sich, wenn man von den früheren Entwicklungszeiten der muhamedanischen Architektur absieht, in den verschiedensten Gegenden.

Es liegt übrigens in der Natur der Sache, dass diese vorherrschend ornamentistische Richtung der muhamedanischen Kunst bei denjenigen Anlagen, bei welchen es nicht sowohl auf monumentale Zwecke, als zunächst nur auf einen reichen Schmuck der



äußeren Umgebungen des Lebens ankam, mancherlei Anmuthiges und Erheiterndes hervorzubringen vermochte. Unter den Palästen, den Bädern, Brunnen und ähnlichen Bauwerken finden sich sehr interessante Beispiele solcher Art. — Sodann sind einzelne Partien in den Moscheen selbst mit ganz besonderer Pracht dekorirt: der Mihrab (die Halle des Gebetes); der Aufbewahrungsort des Koran; die Kanzel (Mimber), letztere oft mit zierlichen Spitzthürmen und reich durchbrochenen Treppenlehnen, etc.

Ueber die besondere Weise, wie die vorgenannten Elemente zur Anwendung gekommen sind, über die verschiedenen Stadien der Entwicklung, belehren uns am besten die Monumente der einzelnen Länder in ihrer Besonderheit. Eine weitere umfassende Uebersicht verbietet der gegenwärtige, noch immer sehr mangelhafte Standpunkt unserer Kenntnisse. Uns sind bis jetzt nur die Bauwerke einzelner Gegenden, mehr oder weniger genau, bekannt gemacht; von vielen Orten, wo der Islam sich zu den glänzendsten Lebensäußerungen entwickelte, fehlt es uns noch an aller nähern Anschauung. Doch reichen die vorhandenen Hilfsmittel immerhin zur allgemeinen Auffassung des Principis aus; auch sind es glücklicher Weise wenigstens einzelne Gegenden von vorzüglich wichtiger Bedeutung, die uns in diesen Hilfsmitteln näher gerückt werden.

§. 3. Die Monumente von Spanien. (Denkmäler, Taf. 38. C. V.)

Im J. 711 zogen maurische Völkerschaften, mit Arabern und Berbern gemischt, über die Meerenge von Gibraltar und eroberten in schnellem Siegesfluge das spanische Land. Auf dem schönen, an klassischen Erinnerungen reichen Boden entwickelte sich eine der glänzendsten Blüthen des muhamedanischen Lebens; der stete Kampf mit den christlichen Herrschern, die jene Eroberungen zurückzufordern nicht ermüdeten, gab demselben hier eine eigenthümlich ritterliche Haltung. Aber Schritt vor Schritt drang das Christenthum auf der Halbinsel wiederum vor, und mit dem Fall Granada's im J. 1492 erlosch hier die Herrschaft des Islam. Das Volk der Mauren ist von dem spanischen Boden verschwunden, — nicht seine Denkmäler.

Die maurischen Architekturen Spaniens unterscheiden sich von denen der übrigen muhamedanischen Völker ebenso, und auf dieselbe anziehendere Weise, wie die Geschichte und das Leben des Volkes selbst, das sie errichtet. Es ist über sie etwas von der gemesseneren Weise, von der klareren Besonnenheit des occidentalischen Geistes ausgehaucht. Die imposanten Kuppeln, die zierlich spielende Form des Minarets sehen wir hier zwar nicht; aber ihre Arkaden, in denen, wie bemerkt, jene kühnere Form des Hufeisen-Bogens vorherrscht, haben mehr oder weniger das Gepräge einer Rüstigkeit, Sicherheit, Bestimmtheit, welches den Bauten des